



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von unseren Hochschulen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht gedacht werden konnte, auf den Einbänder einzurichten beginnt. Es ist unter Umständen ganz lustig zu sehen, wie durch die hierher gehörigen Romane z. B. Des Nächsten Weib von Georg Engel (Berlin, Friedrich und Comp.), die alten Ideale der Biergroßengalerie wieder wandeln, neu aufgeputzt natürlich und naturalistisch drapirt. In dem angeführten Roman tritt der selige Graf von Monte-Christo als Kapitän von Holstein mit fabelhaften Reichtümern und ebenso fabelhaftem Rachedurst auf, der moderne große Effekt liegt darin, daß diesmal „Des Nächsten Weib“ seine Stiefmutter, die schöne junge Frau seines verkommenen Vaters ist, und daß die „Erbchaft des Blutes“ den Kapitän samt seinem Vater in den Untergang jagt. Doch das sind Kritikerfreuden, deren Nachgenuß wir unsern Lesern nicht zumuten können. Den „Einbänder“ aber wollen wir doch im Auge behalten. Die neueste Literatur leidet, trotz aller „Sensation,“ so an innerer Eintönigkeit, daß sie nicht auch noch der Uniformierung der Komposition und des äußern Umfangs anheimfallen sollte.



Von unsern Hochschulen



rofessor Schmoller in Berlin hat diesmal sein Kolleg mit einigen beachtenswerten Bemerkungen über die Lebensweise unsrer Studenten geschlossen. Berliner Blättern zufolge hat er unter anderm gesagt: „Meine Herren. Ich bin weit entfernt, jeden tadeln zu wollen, der Vorlesungen schwänzt. Vor allem die ältern und fleißigen Leute, in denen ein lebendiger Wissenstrieb erwacht ist, die viel lesen, zu Hause arbeiten, sie können oft ihre Zeit besser verwenden, als zum Hören von Kollegien. Was mich schmerzt, ist nur die Thatsache, daß so viele Studierende zwei bis drei Jahre überhaupt nichts thun, nichts lernen, als Bummeln und Faulenzen. Ich habe auch gar nichts dagegen, daß die Jugend sich mal austobe, etnige Tollheiten mache. Aber zwei bis drei Jahre in continuo nichts thun, das wird sonst in der ganzen Welt keinem Erwachsenen gestattet, das kommt in keiner andern Karriere vor, das hat in keinem Erziehungssystem der Welt sonst einen Platz. Wer zwei bis drei Jahre nur faulenzet, Frühshoppen trinkt, Komment lernt, sich einem trägen Genußleben ergiebt, der muß körperlich und geistig zu Grunde gehen. Aus dem kann nur ausnahmsweise später noch etwas werden. Wir dürfen nicht so viele Referendare, Assessoren, Richter, Landräte und Geheime Räte haben, die nichts auf der Universität gelernt

haben, als die Äußerlichkeiten und Genüsse des Studentenlebens. Unfre bezitzenden und gebildeten Klassen sägen den Ast ab, auf dem sie sitzen, wenn sie einem Drittel ihrer Söhne derartiges gestatten. Unter den Fehlern aristokratischer Gesellschaftsklassen stehen stets die frivolen Ausschreitungen der heranwachsenden Generation, die vollends in materialistischer Zeit nur genießen, patent und schneidig auftreten und nichts arbeiten will, in erster Linie. Nichts erbittert mehr, als ein solches Treiben. Oft hat es in der Geschichte den Anlaß zu Umwälzungen gegeben. Nicht also um die harmlose Frage, ob der Student einmal mehr oder weniger schwänze, handelt es sich, sondern um das geistige und sittliche Niveau unserer Beamten, unserer Lehrer, unserer führenden Kreise überhaupt, um die Zukunft des preussischen und des deutschen Staats."

Alles das ist so zutreffend, wie nur etwas sein kann. Im großen Publikum aber wird man sich verwundert fragen: Ja, wie hat man es denn so weit kommen lassen können? Ist es denn eine unabänderliche Naturnotwendigkeit, daß unsere höhern Beamten und Lehrer drei Jahre bummeln, ehe sie sich den Strapazen ihres Berufslebens aussetzen? Und wenn das nicht der Fall ist, was man doch beinahe glauben sollte, warum hat man denn dieser Mißwirtschaft beschaulich zugeesehen?

Die Antwort auf diese Fragen hat einmal ein zorniger Volksvertreter in etwas gewagter, aber nicht unzutreffender Form also ausgesprochen: „Die Universitäten sind wie rohe Eier; sobald man sie anfacht, stellen sie sich auf die Hinterbeine.“ Man braucht nur ein Wort davon fallen zu lassen, daß es mit der Bummelerei auf unsern Hochschulen nicht so weiter gehen könne, und gleich erhebt sich ein gewaltiges Geschnatter derer, die das Kapitol retten wollen, indem sie behaupten, die „akademische Freiheit“ sei in Gefahr. Man kann aber der Meinung sein, daß nicht nur etwas, sondern recht vieles faul sei an der Verfassung unsern Hochschulen, ohne darum das Heilmittel des Übels in Kollegienzwang und staatlicher Beaufsichtigung zu suchen. Diese Segnungen preussischer Staatsweisheit können wir im Schoße der Zeiten ruhen lassen, bis die goldne „Kulturepoche“ angebrochen ist, wo pensionirte Unteroffiziere die Vermittler der Volksbildung geworden sind. Übrigens würde das Angstgeschrei um die akademische Freiheit wohl kaum den Erfolg gehabt haben, die Rufe nach Reform des akademischen Studiums immer wieder zu übertäuben, wenn nicht von andrer Seite eine Frage in die Reform hineingezerrt würde, die auch nichts damit zu thun hat oder doch erst in zweiter Linie kommt, die Frage des Duellwesens oder Unwesens, wie man will. Wo tausend junge Leute in dem engen Raum eines kleinen Städtchens beisammen leben, da sind Reibereien unvermeidlich. Daß diese in geregelter Form mit der blanken Waffe ausgeglichen werden, scheint mir immer noch besser zu sein als der Pariser Gebrauch, wo die Musenöhne in solchen Fällen mit Spazierstöcken und andern Hölzern auf einander loschlagen. Freilich hat das Fechten auf den Univer-

sitäten seinen ursprünglichen Zweck auch schon verloren und ist zu einem Sport geworden, in dem es manche zu einer wahren Zirkusvirtuosität bringen. Die üble Folge dieser Ausartung ist eine bedenkliche Zunahme der Pistolenduelle um kleinlicher Ursachen willen. Gerät ein Student, der etwas auf sich hält, aber keiner schlagenden Verbindung angehört, mit einem alten Mensurhelden zusammen, so fordert er ihn nicht selten auf Pistolen statt auf Schläger, nur um zu der Beleidigung nicht noch die Lächerlichkeit einer kunstgerechten „Abfuhr im ersten Gange“ auf sich zu laden. Obwohl nun die studentischen Duellpistolen in der Regel von so ausgesprochen friedfertiger Bauart sind, daß es schwer ist, selbst auf geringere als die üblichen Entfernungen einen Menschen damit totzuschießen, so wäre doch zu wünschen, daß der Schläger, der nicht so leicht zufälliges Unheil anrichten kann, in seine alten Rechte wieder einträte. Durch ein energisch durchgeführtes Verbot der Bestimmungsmensur, allgemeines Ehrengericht u. s. w. wäre das bei gutem Willen leicht zu erreichen, ebenso leicht, wie man bei gutem Willen die Mensur ganz unterdrücken könnte. Aber wie gesagt, ich würde das nicht für richtig halten, wenigstens nicht, so lange wir noch nicht in dem unfehlbaren Zukunftsstaat der internationalen Friedensapostel und sozialen Revolutionäre leben.

Doch das alles sind untergeordnete Fragen. Der Unterschied schlagender und nichtschlagender, farbentragender und nichtfarbentragender Verbindungen hat für die Schäden, wie sie Professor Schmoller treffend gezeichnet hat, durchaus keine Bedeutung. Bummeler und Gigerln finden sich in allen studentischen Verbindungen, von dem protestantischen Wingolf und den katholischen Vereinigungen bis zu den Bonner und Heidelberger Korps. Dennoch kommt es allein auf die Verbindungen an, denn diese geben den Ton an, und die sogenannten Wilden entbehren in vielen Fällen noch der äußern Zucht, die jede anständige Verbindung ihren Mitgliedern angeeignet läßt. Des Übels Kern ist nun der, daß die studentischen Verbindungen in steifbeinigem Formelkram verknöchert sind. Was sie unter akademischer Freiheit verstehen, das läuft auf die peinliche Beachtung eines kindischen Zeremoniells, auf Laternen-ausdrehen und gelegentliche Durchprügelei eines Nachtwächters als glänzende Haupt- und Staatsaktionen hinaus. Man sehe sich doch einmal an, wie ein Korpsstudent notgedrungen mit einem Burschenschaftler verhandelt; wenn der englische und der russische Botschafter am Goldenen Horn über die Dardanellenfrage ihre Gedanken austauschen, so können sie die äußere Form nicht ängstlicher beobachten. Ein Kouleurstudent würde es sich auch nie vergebem, sich mit der Mütze auf dem Kopfe an den Stammtisch einer Verbindung zu setzen, mit der er nicht in „Kartell“ steht, während er doch am eignen Tisch die Mütze nicht absetzt, und wenn das Thermometer 25 Grad im Schatten zeigte. Ich brauche wohl die Beispiele aus dieser endlosen Reihe von Kindereien nicht zu vermehren, über die man lächeln muß, so lange man ihre sehr ernsthafte

Rehrseite übersieht. Daß über der ängstlichen Beobachtung einer geistlosen Form ein gutes Stück des urwüchsigem Humors verloren gegangen ist, wie er in Scheffels Studentenliedern noch lebt, mag hingehen; unsre Zeit ist nicht für Poesie und Gemütlichkeit. Bedenklicher aber ist es, daß die studentische Erziehung unter dem Scheine äußerer Sicherheit innerlich höchst unselbständige Naturen heranbildet. Was beweisen denn die vielen Witze, die unsre humoristischen Blätter mit vollem Recht über den deutschen Verbindungsstudenten loslassen, anders, als daß ihm jedes Talent zum Leben abgeht! In den ihm geläufigen Formen bewegt er sich mit tadelloser Sicherheit, und der Herr Amtsrichter weiß noch recht gut, was er zu thun hat, wenn ein Kouleurbruder von der Universität ihm „einen Halben über Kreuz“ kommt — wohlgemerkt, nicht übers Kreuz, denn der deutsche Student vermeidet den richtigen Gebrauch seiner Muttersprache gern so weit als möglich; wird aber solch ein patentirter Vertreter deutscher wissenschaftlicher Bildung in nichtakademische Kreise verschlagen, so benimmt er sich, als wäre er geradeswegs vom nächsten Fixstern zugereist, und muß mit vieler Mühe erst für den menschlichen Umgang erzogen werden. Das angenehme Gegenstück zu dieser Unfähigkeit, sich im bürgerlichen Leben zu bewegen, ist die hilflose Kurzsichtigkeit, mit der unsre Bürokraten, niedere und hohe, den treibenden Kräften unsrer Zeit gegenüber stehen. Was sind denn in den letzten Jahren aus den Kreisen unsrer höhern Beamten für schöpferische Gedanken emporgestiegen? Die Puttkamersche Orthographie, das preußische Volksschulgesetz und die lex Heinze, ein edles Aleeblatt! Wer gelesen hat, wie bitter sich Fürst Bismarck kürzlich über die Unterstützung beklagte, die ihm von der Bürokratie geworden ist, der weiß genug. Die Presse freilich hat sich beeilt, nachzuweisen, des Kanzlers Worte widersprächen seinen Thaten. Wer aber kein sonderlich pikantes Vergnügen darin findet, dem großen Manne kleine Widersprüche nachzuweisen, dem sind seine Worte ein unschätzbares Zeugnis für die Unfähigkeit unsers höhern Beamtentums und für die Fäulnis seiner Wurzel, der deutschen Universitäten.

Schlimmer noch als die gesellschaftliche Verbildung des deutschen Verbindungsstudenten ist seine moralische Unselbständigkeit. Der junge Fuchs, der als Primaner noch nicht recht wußte, was er mit sich anfangen sollte, bekommt zwar eine ganz hervorragende Charakterstärke durch das Bewußtsein, daß zwanzig Kommilitonen hinter ihm stehen, die ihm in zweifelhaften Lagen sagen, was er zu thun habe, und schlimmsten Falls für ihn eintreten. Bekäme er sie nur nicht mit so unvermittelter Plötzlichkeit! Dann freilich hätten die Recht, die bei S. C. und D. C. und was weiß ich für hieroglyphisch bezeichneten Festen ein langes Loblied singen von straffer Zucht und Stählung des Charakters. Wer das Ding in der Nähe geschaut hat, läßt sich dadurch keinen Sand in die Augen streuen. Die straffe Zucht äußert sich im Leben in der Regel als beschränkter Beamtendünkel, und der gestählte Charakter als

die brutale Oberstleutnantsmoral der Sudermannschen „Heimat.“ Solange die Begeisterung der Burschenschaftszeit dem harmlosen Ull studentischer Form und Umgangssprache die Wage hielt, so lange war er ungefährlich. Seit aber die Begeisterung bei unsrer studirenden Jugend aus der Mode gekommen ist, seitdem hat der Ull aufgehört, harmlos zu sein. Da das ernste Gegengewicht fehlt, so hat er die Studentenschaft immer tiefer hinabgezogen in die beengenden Bande eines geisttötenden Formalismus.

Aber nochmals drängt sich die Frage auf: wie war das möglich? Denn das Auffällige an dieser Thatsache ist, daß der junge Fuchs in der Regel einen ganz gewaltigen Wissensdurst von der Schule mit auf die Universität bringt. Dort, so hofft er, werde ihm die Herrlichkeit der Wissenschaft erst recht aufgehen, dort werde er Antwort bekommen auf so manche Frage, die während der Schulzeit unbeantwortet geblieben ist. Anfangs sitzt er auch fleißig im Kolleg und arbeitet zu Hause ein paar Stunden lang durch, was er gehört hat; dann schwänzt er eine Stunde, dann zwei, dann findet er, daß er den Faden verloren hat, und nun bleibt er ganz weg, um sich dem fidelen Burschenleben in die Arme zu werfen. Man wird sagen, das sei der gewöhnliche Lauf der Verführung. Das ist richtig, es erklärt aber noch nicht alles. Wer nämlich die verschiedenen Fakultäten beobachtet hat, der wird finden, daß die systematischen Bummler meistens Juristen oder Philologen sind, während die Mediziner, die es überhaupt zu etwas bringen, während ihrer ganzen Studienzzeit mit ziemlich gleichmäßigem Fleiß arbeiten. Ich habe aber nicht bemerkt, daß die Mediziner darum weniger lustige Studenten wären; im Gegenteil, auch die eigentlichen Duckmäuser dürften in ihrer Fakultät spärlicher vertreten sein, als in den beiden andern. Das kann doch kein Zufall sein. Der Grund dieser Erscheinung liegt ja auch auf der Hand. Der Mediziner muß arbeiten, muß Vorlesungen hören und Kliniken besuchen, muß in persönliche Berührung mit seinem Professor kommen, wenn er überhaupt ein Examen bestehen will. Denn sein Examen ist ein Stück praktischer Thätigkeit, wie er sie später auszuüben hat. Den Philologen aber und den Juristen hindern sechs verbummelte Semester gar nicht, im achten ein leidliches Examen zu machen. Da in den Examenarbeiten originale Gedanken höchst ungerne gesehen werden, so bietet dieser Teil des Examens auch dem keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, der sich in den Stoff erst hineinarbeiten muß. Was dann noch für das mündliche Examen nötig ist, lernt man mit Hilfe einiger erfahrenen Praktiker in acht Wochen auswendig, um es in eben so viel Zeit nach dem Examen wieder zu vergessen. Es ist auch nichts daran verloren, denn für das Leben kann man es doch nicht brauchen. Kürzlich wurde darüber geklagt, daß durchgefallene Referendare mit ihren abgewiesenen Arbeiten an andern Universitäten die Doktorwürde haben erwerben können. Auch in der philosophischen Fakultät kommen ähnliche Dinge vor. Mir ist der

Fall bekannt, daß ein Neuphilologe, der an einer Universität im Staatsexamen glatt durchgefallen war, an einer andern die Doktorwürde cum laude erwarb und darauf im Staatsexamen ein Zeugnis ersten Grades erhielt. Unter den übrigen Examenkandidaten, die die Fähigkeiten dieses Musterknaben kannten — es gehörte wirklich nicht viel Zeit dazu, sie kennen zu lernen —, herrschte damals ehrliche Empörung, obgleich sie an starke Stücke gewöhnt waren. Das philosophische Examen dieses Kandidaten soll sich in folgenden Formen bewegt haben: Professor. Nun, Herr K., können Sie mir einen Philosophen des klassischen Altertums nennen? Kandidat. Sokrates. Professor. Sehr wohl. Ist Ihnen der Hauptvertreter des modernen Skeptizismus bekannt? Kandidat. David Hume. (Auszusprechen, wie geschrieben.) Professor. Ganz richtig. Sagen Sie mal, Herr Kandidat, ist der Herr K in K ein Verwandter von Ihnen? Kandidat. Das ist mein Onkel. Professor. Dann haben Sie die Güte, mich ihm zu empfehlen; er ist ein alter Korpsbruder von mir. Können Sie mir die aristotelischen Schlußfiguren nennen? Kandidat (schweigt). Professor. Nun, die sind Ihnen wohl augenblicklich entfallen. Ich danke Ihnen, Herr Kandidat. — Vielleicht sind die einzelnen Fragen und Antworten etwas drastisch formulirt; aber allzu weit entfernen sie sich von der Wahrheit eben so wenig, wie die Dauer dieser tiefsinnigen Unterredung. Was aber die Hauptsache ist: die charakteristische Zwischenfrage ist verbürgt. Dieser Herr, der seine Befähigung zum höhern Unterricht so glänzend nachgewiesen hat, ist jetzt wahlbestalter Oberlehrer. Natürlich geht es nicht auf allen Universitäten so zu, wie an diesem idyllischen Musensitz, und auch hier hat sich in jüngster Zeit manches gebessert. Überall aber ist das Examen ein mehr oder minder erfolgreiches Versteckspiel zwischen Kandidat und Professor. Von einer wirklichen Prüfung der Kenntnisse kann ja in der kurzen Zeit von drei bis vier Stunden keine Rede sein; darüber ist sich jeder im klaren, der ein Examen und seine überflüssige Aufregung durchgemacht hat.

Es wäre nun aber verkehrt, wollte man den Fleiß der Mediziner allein darauf zurückführen, daß sie gezwungen sind, regelrecht zu arbeiten. Denn sie sind, wie gesagt, mindestens ebenso lebenslustige Studenten, wie andre auch, und das würden sie nicht sein, wenn sie unter irgend einem Zwange stünden. Wie sollte auch eine Thätigkeit lästig empfunden werden, die in stetigem Zusammenhang mit der lebendigen Natur bleibt, deren praktischen Wert man handgreiflich vor Augen hat! Der Mediziner hat eben in seiner Wissenschaft das notwendige ernste Gegengewicht gegen den Leichtsinns des Burschenlebens gefunden. Daß Juristen und Philologen in derselben glücklichen Lage wären, kann man leider nicht behaupten, man müßte denn Universitätsprofessor sein. Weil ihnen die Wissenschaft nichts bietet, das sie fesselte, darum laufen die Fische im ersten, spätestens im zweiten Semester vor ihr davon und kehren

nicht eher zu ihr zurück, als bis der Herr Vater auf das allerbestimmteste erklärt, der Worte seien genug gewechselt, er wünsche nun endlich Thaten zu sehn. Was der gesamten Philologie und Juristerei in größerm oder geringerm Maße fehlt, das ist der Zusammenhang mit dem lebendig flutenden Leben unsers Volkes. Nur weil die Hochschulen sich in sich selbst zurückgezogen haben, ist es möglich geworden, daß eine große Zahl von akademischen Lehrern, in der Regel die bestbezahlten ordentlichen Professoren, für ihre Studenten so erbärmlich wenig Zeit übrig haben. Es giebt deren eine ganze Anzahl, und es sind berühmte Namen darunter, die ihren Schülern keine zwei Stunden täglich widmen. Von einem geistigen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler kann gar keine Rede sein, dazu haben die Herren Professoren von heute keine Zeit mehr. Mit der Herausgabe eines alten Schmökers, den kein Mensch mehr nötig hat, mit Arbeiten für gelehrte Gesellschaften, mit der Redaktion von Fachschriften oder mit Politik beschäftigt, haben sie für ihre Lehrthätigkeit knapp soviel Zeit übrig, um das zu thun, was sie thun müssen, d. h. ein Privatkolleg und ein Publikum zu lesen und einmal die Woche praktische Übungen abzuhalten. Da die Vorlesungen gewöhnlich einen Cyklus bilden, der nur einmal ausgearbeitet wird und sich dann bis an das selige Ende des Dozenten von zwei zu zwei Jahren wiederholt, so ist die Arbeit nicht eben allzu groß. Die Herren vollends, die es auch nur versuchen, auf Geist und Charakter ihrer Schüler einen bildenden Einfluß auszuüben, sind zu zählen.*) Dagegen ist es keineswegs selten, daß die Professoren die Schüler für ihre Zwecke ausnutzen, indem sie sie Themata bearbeiten lassen, die nur dadurch Wert haben, daß sie für des „Meisters“ eigne Arbeiten recht bequem zu verwenden sind. Auf die Individualität des Schülers Rücksicht zu nehmen, fällt keinem Dozenten ein, wenn es nicht zufällig in seinen Kram paßt. Freilich hat er in den seltensten Fällen von dieser Individualität überhaupt eine Ahnung. Aber das liegt nicht an ihm, das liegt an der beschränkten Gleichmacherei unsrer Examenvorschriften. Der Staat kann ja bekanntlich keinen Beamten anstellen, ohne sich nach allen Richtungen hin wohl verlausulirt zu haben, was der Beamte zu thun und was er zu lassen hat.

Eine Folge des engherzigen Prüfungsreglements ist es auch, daß einzelne Professoren, nämlich die, die in der Prüfungskommission sitzen, von Zuhörern überlaufen sind, während andre, und nicht selten die anregendsten, vor leeren Bänken sprechen. Wenn der Student schweres Geld für langweilige Kollegien zahlt, die er hören muß, so bleibt ihm keins übrig für die, die er gern hören möchte. Wenn denn einmal geprüft werden soll — ich will nicht bestreiten,

*) Für Leute, die sachliche Erörterungen nur lesen, um persönliche Spitzen herauszulauben, bemerke ich, daß ich Herrn Professor Schmoller nie gesehen habe, daß er aber meines Wissens bei seinen Schülern in hoher Achtung steht.

daß es notwendig sei —, so lasse man wenigstens nicht von denselben Leuten prüfen, die dem Kandidaten ihre Weisheit oder was sie dafür halten, eingetrichtert haben. Die jetzt übliche Methode zwingt die Kandidaten geradezu zu Lug und Trug. Ich selbst habe noch eine schwere Lüge von meinem Rigorosum her auf dem Gewissen, und ich will die Gelegenheit benutzen, meine Seele durch eine Beichte von dem Druck zu befreien. Als ich dem Professor, der mich in Philosophie prüfen sollte, meinen Besuch machte, fragte er mich, was ich gelesen hätte. Ich ließ nun die üblichen alten Herren aufmarschieren, führte aber hinter Kant auch Schopenhauer an. Mitleidiges Lächeln. „Schopenhauer? Aber, lieber Herr, das ist doch kein Philosoph!“ Da ich demnächst den Beweis liefern sollte, selbst einer zu sein, so durfte ich die Geistesgegenwart nicht verlieren, und fuhr in meiner Aufzählung fort, indem ich Paulsen nannte. Das mitleidige Lächeln wurde spöttisch. „Paulsen! Was haben Sie denn von Paulsen gelesen?“ Ich sagte: „Die Geschichte des gelehrten Unterrichts und die Ethik.“ Da machte der Mann der staatlich besoldeten Weltweisheit eine verächtliche Handbewegung und sprach die geflügelten Worte: „Ach, die Kaffeehäusethik!“ Ich aber that meinen Mund auf und schwieg. Doch so leichten Kaufes sollte ich nicht davontommen. Nachdem ich im Examen eine halbe Stunde lang transcendentalen Unsinn in die Kritik der reinen Vernunft hineingeheimnist hatte, nicht ohne ein paarmal mit meiner eignen häßlich festzufahren, kam der Examinator wieder auf Paulsens Ethik zu sprechen. „Haben Sie etwas darin gefunden?“ fragte er mich. Das war nun eine verfängliche Frage, aber ich wußte jetzt schon, woher der Wind wehte. „Nun,“ beeilte ich mich zu antworten, „es stehen ja eine Menge empirischer Thatsachen darin“ — gemessenes Kopfnicken —, „aber es fehlen die Prinzipien.“ Dies eine Wort that eine wunderbare Wirkung; der gestrenge Herr legte vertraulich die Hand auf meinen Arm und sagte eifrig: „Ja wohl, das ist ja eben, die Prinzipien“; dabei zeigte er beschwörend mit dem Zeigefinger nach oben. Man muß nun wissen, daß ich die Ethik von Paulsen als ein Muster philosophischer Darstellung verehere, aus dem ich mehr gelernt zu haben glaube, als aus den dicken Bänden meines geehrten Examinators. Wer sich über meine greuliche Lüge sittlich entrüsten will, der mag das ruhig thun, er soll aber auch bedenken, daß ich vermutlich durchgefallen wäre, wenn ich meine Überzeugung mit Mannesmut verfochten hätte, und dazu hatte ich keine Lust. Die Wissenschaft und Herr Professor Paulsen werden mir, wie ich zuversichtlich hoffe, meine Sünde in Gnaden vergeben.

Ich würde diese Episode nicht erzählt haben, wenn sie nicht typisch wäre für tausend ähnliche, die nicht erzählt werden. Hat ein Professor erst einige Jahre an einer Hochschule gelehrt, so bildet sich über seine Art, zu prüfen, über seine Stellung zu wissenschaftlichen Streitfragen und seine besondern Steckempferdchen eine Überlieferung, die sich von einem Studentengeschlecht zum

andern fortpflanzt, und der gemäß man seine wissenschaftlichen Ansichten einzurichten hat, wenn man an dieser Hochschule durchs Examen kommen will. Daß die Studenten vor einer solchen Wissenschaft nicht sonderlich viel Achtung haben, daß sie sich mit Lehren, die ihnen aufgezwungen werden, so spät als möglich einlassen, wer wollte ihnen das gar zu sehr verdenken? Will man sie aus dieser unwürdigen Lage erlösen, so genügt es aber nicht, sie der wissenschaftlichen Tyrannei zu entziehen, die die Professoren durch das Examen über sie ausüben. Man muß weiter versuchen, ihnen wieder Liebe zu ihrem Studium einzusflößen, und das geht nur, wenn man sich entschließt, die Praxis unsrer Hochschulen von Grund auf umzuformen, sowohl was den Lehrstoff, wie was die Lehrmethode angeht. Beide, Stoff und Methode, müssen sich von dem dürren Sandacker alterstgrauer Theorie ab- und dem lebendigen Leben zuwenden. Welchen Beruf der Student ausüben soll, das muß den Lehrstoff bestimmen, wie er ihn ausüben soll, die Methode. Das ist eine so einfache, so selbstverständliche Wahrheit; daß man sie nur im Lande des gründlichen Denkens hat verfehlen können. Auf unsern Hochschulen herrscht noch viel zu sehr der Kollegenvortrag, der den Professoren das Lehren so bequem und den Studenten das Einpauken der Examenweisheit so leicht macht. Gewisse allgemeine Gegenstände müssen ja im allgemeinen Vortrage behandelt werden. Ungereimt aber ist es, beispielsweise die Grammatik irgend einer Sprache in einem in Kapitel und Paragraphen eingetheilten Kolleg fünfzig bis hundert Zuhörern auf einmal vorzulesen. Wozu hat denn Edison den Phonographen erfunden? Der macht das genau so gut wie der gelehrteste Professor. Ebenso ungereimt ist es andererseits, praktische Übungen mit fünfzig bis hundert Studenten auf einmal abzuhalten. Man mache doch die vielen Lehrkräfte, die auf der Universität unthätig oder nur halb beschäftigt herumlaufen, die Privatdozenten und außerordentlichen Professoren, für den Unterricht nutzbar! Freilich muß man dann zunächst das Monopol des Examens aufheben. Man würde an manchen Hochschulen eine erstaunliche Wirkung sehen, wenn plötzlich die Studenten von dem Zwange befreit würden, aus Rücksicht auf die Staatsprüfung in Scharen zu den Vorlesungen ehrwürdiger akademischer Ruinen zu laufen; es würde von den Schülern unbewußt eine natürliche Auslese gehalten werden, die auf die Lehrer den belebendsten Einfluß ausüben müßte. Und ich denke, unter gefunden Verhältnissen muß es so sein, daß vom Schüler eine Rückwirkung auf den Lehrer ausgeht, indem nicht nur der Lehrer den Schüler, sondern auch der Schüler den Lehrer erzieht. Davon aber kann bei der oligarchischen Verfassung unsrer Hochschulen keine Rede sein.

Zum Anschluß an das praktische Leben gehört aber auch, daß der Zutritt zur akademischen Lehrthätigkeit nicht tüchtigen Leuten erschwert und jedem jungen Streber offen gelassen wird, der sich habilitirt, weil er nicht weiß, wozu er eigentlich auf der Welt ist. Zu jeder Lehrthätigkeit gehört mehr als

zu irgend einer andern innerlicher Beruf. Daß aber unsre Privatdozenten die akademische Laufbahn aus unwiderstehlichem innern Drang beschritten, das möchte ich für die Mehrzahl ganz entschieden bestreiten. Auffällig ist es wenigstens, daß es gerade die, denen man den innern Beruf zum Lehren anmerkt, höchstens bis zum außerordentlichen Professor, also nur zu einer schlecht bezahlten und ziemlich einflußlosen Stellung bringen. Für die philosophische Fakultät — ich rede hier überhaupt nur von dieser und der juristischen, und mit Vorliebe von der ersten, weil ich sie besser kenne — wäre es naturgemäß, daß endlich zwischen ihr und der höhern Schule eine Brücke geschlagen würde. Bewährte Schulmänner sollte man zu Universitätslehrern aufrücken lassen, um ihnen Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht zu sichern, statt daß man sie im besten Falle zu Schulräten und vortragenden Räten im Ministerium ernennet, wo sie sich ihr Leben lang mit Pedanterie und Bürokratismus herumschlagen müssen. Männer, die sich in der Praxis bewährt haben, brauchte man auch nicht mehr am Gängelbände eines geschmacklosen Prüfungsreglements herumzuführen. Wenn über solcher Verbindung mit dem praktischen Leben der morsche Bau unsrer Hochschulen ganz aus den Fugen ginge, ich würde ihm keine Thräne nachweinen. Mir scheint das längst nicht mehr zu einander zu passen, was man immer noch unter dem geräumigen Hut der *universitas litterarum* zusammenzuhalten bestrebt ist; wenn ich recht sehe, so herrscht auf unsern bessern technischen Hochschulen bereits ein viel frischerer Geist. Als sich auf der zu Charlottenburg vor einigen Jahren die Korps mit ihrem mittelalterlichen Wesen gar zu breit machten, löste man sie kurzer Hand auf. Ein gleiches Vorgehen wäre in Bonn oder Heidelberg einfach unmöglich, die jungen Feudalherren könnten anstellen, was sie wollten.

Um noch einmal auf den Punkt zurückzukommen, von dem ich ausging: die Universitäten sollten sich doch das beliebte Manöver, sich „auf die Hinterbeine zu stellen,“ abgewöhnen, oder, wenn sie es denn nicht lassen können, das große Publikum sollte sich durch das Wehgeschrei um die „akademische Freiheit“ nicht irre machen lassen. Ich habe es als notwendig bezeichnet, daß Lehrern und Schülern mehr freie Bewegung gewährt werde, als sie haben oder je gehabt haben. Aber Freiheit und Zügellosigkeit sind nicht dasselbe. Man kann es auch verstehen, daß sich die alten Herren nicht an den Gedanken gewöhnen können, es sei vorbei mit der Poesie des Verbindungslebens. Aber es ist wirklich nicht viel Poesie mehr dran; denn es ist ein untrügliches Kennzeichen: was Gregor Samarow zu einem Roman einschlächtet, darin ist keine Spur von Poesie. Die echte Poesie des Studentenlebens pflanzt sich nur in mündlicher Überlieferung fort, und was davon gedruckt an die Öffentlichkeit tritt, das hört auf, Poesie zu sein. An die Öffentlichkeit aber drängt sie sich heutzutage aller Orten, und mancher Amtsrichter und auch mancher Unterstaatssekretär wird die akademische Poesie bis an sein Lebensende nicht

los, zur großen Verwunderung der vernünftigen Staatsbürger, die mit ihm zu thun haben. Diese Herren sind es denn auch, die ihre milde Hand schützend über veraltete Zustände halten, die ohne ihre hohe „Protektion“ längst der Vergessenheit anheimgefallen wären. Was aber innerhalb der akademischen Kreise noch lebendig ist an echter Studentenpoesie, das hat mit dem Firklesanz des Verbindungswesens wenig zu thun, das wird sich wohl auch als unsterblich erweisen, wie alle echte Poesie. Wir wollen es wenigstens hoffen, zur Ehre von Deutschlands akademischer Jugend.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erwiderung. In Nr. 28 der Grenzboten beklagt sich ein französischer Leser, Herr Th. Ruyssen, über die mangelhafte Aufmerksamkeit, die in Deutschland den Erzeugnissen der wissenschaftlichen und belletristischen Litteratur Frankreichs, sowie der französischen Kunst geschenkt werde, während umgekehrt in Frankreich die deutsche Litteratur gekannt und gelesen, die deutsche Kunst gepflegt werde. Wie weit der erste Satz berechtigt ist, wollen wir hier auf sich beruhen lassen. Der zweite hat durch Herrn Th. Ruyssen selbst eine merkwürdige Bestätigung erhalten in einem Aufsatz über Ernst Renan, der in der Juninummer von Westermanns Monatsheften erschienen ist. In diesem Aufsatz lesen wir in einer Schilderung des von Renan unvollendet hinterlassenen Werkes über die Geschichte des Volkes Israel: „Es war freilich kein neuer Gedanke, dasselbe kritische Verfahren beim Schöpfungsbericht und beim Buche Jesaias wie bei der Ilias und beim Nolandskied in Anwendung zu bringen. Nur war bisher das Wirken der weltlichen Bibelforscher ausschließlich zerstörend gewesen.“ Und weiter: „Es bleibt das unvergängliche Verdienst Renans, dem Stamme Beni Israel seinen gebührenden Platz in der Geschichte der Welt wieder erobert zu haben.“ Herr Ruyssen hat also keine Kenntnis davon, daß auch in Deutschland von Ewald bis auf Stade einiges über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, noch weniger davon, daß es deutsche Gelehrte gewesen sind, die zuerst die Aufgabe gestellt und zu lösen versucht haben, deren Durchführung er Renan zum „unvergänglichen Verdienst“ anrechnet, und daß Renan auf Schritt und Tritt in den Spuren dieser Gelehrten wandelt. Daß überdies die deutschen Gelehrten in der Lösung der Aufgabe viel glücklicher gewesen sind, als der französische Akademiker, davon kann sich Herr Ruyssen selbst überzeugen, wenn er sich die einschlagende Litteratur einmal ansehen will. Erkundigung bei einem Fachmann oder Einsicht in die Angaben bei N. Kittel, Geschichte der Hebräer (Gotha, 1888), wird ihm die nötigen Titel liefern.

Das Wunschzettelpogramm, das infolge des im vorigen Hefte besprochenen Konzertwunschzettels zu stande gekommen ist, ist genau so ausgefallen, wie wir erwartet hatten, aber jedenfalls ganz anders, als der Herr Musikdirektor erwartet hatte. Es sind im ganzen 330 Exemplare des Wunschzettels abgegeben worden. Die meisten Stimmen haben unter den 120 zur Auswahl gestellten Musikstücken folgende 12 gehabt: